

ganz sicher, aber ich glaube, ich habe sogar das rote T-Shirt angelesen.

Wie kam es überhaupt dazu, dass Sie nicht nur als Bandmitglied, sondern auch als Freiwilliger beim Fest auftreten?

Ich ging von Anfang an zum SummerJazz. Damals begann das Festival bereits am Donnerstagmittag. Ich war noch Student, ging immer als einer der Ersten hin. Um diese Zeit war fast noch niemand da – nur ich und ein paar Freunde haben uns die Künstler wacker angehört. Da bin ich Günter Kleinschmidt wohl als Zuschauer aufgefallen. Vielleicht lag es auch daran, dass ich in einer Band spielte. Er hat mich jedenfalls direkt angesprochen, ob ich nicht Lust hätte, Helfer zu sein. Und – klar hatte ich Lust! Er wollte, dass ich gleich Stagemanager werde.

Stagemanager, so so. Das klingt ja sehr wichtig.

Ist aber eigentlich die kleinste Aufgabe. Er kümmert sich darum, dass alles rund um die Bühne glatt geht. Ob eine Band im Stau steht, oder ein Stromkabel fehlt – solche Probleme muss ein Stagemanager lösen. In diesem Jahr ist aber glücklicherweise gar nichts passiert.

Bei den bloßen Logistikaufgaben ist es aber nicht geblieben. Womit unterstützen Sie den SummerJazz seitdem noch?

Kleinschmidt wollte mich auch von Anfang an in der Jury dabei haben. Dann sind nach und nach neue Aufgaben dazugekommen. Ich bin seit diesem Jahr zum Beispiel Kassenswart des Fördervereins SummerJazz.

Bedeutet das, dass sie die Einnahmen aus den Pin-Verkäufen verwalten?

Mehr noch: ich zahle zum Beispiel die Gagen an die Künstler aus. In diesem Jahr hatte ich damit die Mitverantwortung dafür, dass 25 000 Euro korrekt verteilt wurden.

Zur Person:

Ralph Kricke ist studierter Diplomingenieur. Er arbeitet als Software-Entwickler bei der Bundesdruckerei an Computerprogrammen, die unter anderem beim neuen elektronischen Personalausweis eingesetzt werden. Der 36-Jährige lebt mit seiner Frau Stefanie Balke-Kricke, Rechtsanwältin und Mediatorin, und seiner Tochter Christine in Pinneberg. Seit seinem zwölften Lebensjahr spielt er Klavier.



Ralph Kricke kennt beide Seiten: Er war selbst schon „SummerJazz“ und hilft jedes Jahr überall, wo es Not tut.

Dürfte ja kein Problem sein – in der Schule wählten Sie Mathe und Physik-Leistungskurs. Apropos: Stimmt es, dass Menschen, die gut rechnen können, auch meist musikalisch sind?

Ja, oft stimmt das. Musik und Mathematik haben viel gemeinsam. Beides ist sehr klar strukturiert. In einem Rhythmus gibt es ganze, halbe, Viertel-, Achtel- und Sechzehnteinheiten. Töne gehorchen quasi physikalischen Grundsätzen: In einer Oktave hat beispielsweise der höchste Ton genau die doppelte Frequenz wie der niedrigste.

Was ist denn für einen Analytiker wie Sie der kniffligste Job beim SummerJazz?

Die Arbeit in der Jury. Ihr Urteil ist subjektiv. Ich muss alle 20 konkurrierenden Bands hören – und selbst dann ist es manchmal schwer sich zu entscheiden, wer die Förderpreise erhalten soll. Ein bisschen wie beim Eurovision Song Contest. Außerdem haben alle Bands ein verdammt hohes Niveau. Deswegen beobachten wir auch das Publikum: Wo bleiben viele Menschen stehen? Wo ist besonders gute Stimmung? Das ist ein guter Indikator. Eine reine Publikumsabstimmung wäre ungerecht – sie würde die Künstler benachteiligen, die sonntagsmorgens zusammen auftreten. Denn das Festival ist zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich stark besucht.

Haben Sie als Jury-Sprecher auch mal Kritik einstecken müssen für die Auswahl, die die Preisrichter getroffen haben?

Bislang habe ich keine Prügel bekommen. Wir scheinen einen guten Riecher zu haben. Klar gibt es Bands, bei denen wir uns sofort einig sind: Die müssen einen Preis bekommen. Wie diesmal das F&S Jazz Quintett –

lauter junge Leute um die 20 Jahre aus Leipzig, die haben einfach super gespielt. Nur in einem Jahr gab es mal eine Musikerin, die sehr polarisiert hat. Insgesamt schaffen wir es aber immer ganz gut, uns zu einigen.

Die Contest-Bands nehmen Ihnen also das Urteil nicht krumm. Dabei gelten doch Musiker immer als schwierige Menschen?

Nein. Jazzer sind total entspannt. Das ist auch das Schöne am SummerJazz: Die Musiker freuen sich, auftreten zu dürfen. Bei ihnen bemerke ich immer wieder totale Gelassenheit.

Und wie steht es mit Ihrer Frustrationstoleranz?

Ich bin kein Sensibelchen. Als ich beim Klavierspielen mal einen Auftritt hingelegt habe, der voll in die Hose ging, habe ich auch nicht gleich meine Pianisten-„karriere“ an den Nagel gehängt.

Was war denn da passiert?

Wir waren in Elmshorn aufgetreten. Dort sollte ich danach bei einem Chor für den erkrankten Pianisten einspringen. Die Chorleiterin hat mir die Akkorde aufgeschrieben, für das Stück „I will follow him“. Dann ging es los. Die Sänger waren offenbar ein höheres Spieltempo gewohnt, jedenfalls sind sie mir schon beim „I love him“-Refrain weggerannt. Dann haben sie eine Wiederholung mehr gesungen, als sie mir verraten haben. Nach der zweiten Strophe hätte es einen Tonartwechsel um einen Halbton geben sollen. Doch sie sangen leider drei Strophen in der ursprünglichen Tonart. Aber wenn der Chor sehr selbstbewusst auftritt und der arme Pianist dann plötzlich einen halben Ton daneben liegt, dann klingt das gar nicht gut und 200 Mann im Publikum zeigen mit dem Finger auf ihn.

Haben Sie sich sehr geschämt? Da stehe ich drüber. Solange ein Lapsum sympathisch ist...

Ist es denn einfacher, fehlerfrei in die Tasten zu hauen oder ohne Versprecher ein Finale zu moderieren?

Das lässt sich nicht vergleichen. Vor dem Sprechen vor vielen Menschen habe ich noch nie Angst gehabt. Das lief auch diesmal gut. Naja, bis auf die Tatsache, dass eine Preisträgerin erst zu ihrem Finale-Auftritt kam, als das Festival eigentlich schon beendet war. Vorher sollten MCEbel zusammen mit Heiko Mikes spielen. MCEbel hatte scherzhaft angekündigt, würden jetzt zwei Songs spielen, vielleicht auch 42. Da ahnte ich noch nicht, dass ich mir genau das gleich sehr wünschen würde. Dabei drängte die Zeit, die Bühne musste eigentlich Punkt 21 Uhr zum Abbau bereit sein. Jemand aus dem Publikum, der Kontakt zu der vermissten Band hatte, hat mir dann verraten, dass sie im Stau steckt. Ich bin wieder auf die Bühne und habe den Künstlern gesagt, sie mögen weiterspielen, und dass „Grupo Madera“ doch noch kommt. So war es dann auch, und am Ende hat noch alles geklappt. Wir lagen nur eine Viertelstunde über der Zeit.

Der 15. SummerJazz ist Geschichte. Was hört ein Musikliebhaber wie Sie in der langen Zeit bis zur 16. Auflage? Wahrscheinlich stehen im Hause Kricke nur Jazzplatten im Wohnzimmer-schrank und Chart-Hits sind für Sie eine Tortur.

Ich höre ein breites Spektrum unterschiedlicher Stilrichtungen, auch Rock und Pop. Aber es gibt tatsächlich etwas, das ich ganz fürchterlich finde: Bestimmte neumodische Kinderlieder. Sachen wie „alle meine Flugzeuge“ und „Oinkoinkoink“, die mit lauter betont lustig klingenden Synthesizer-Effekten gute Laune verbreiten wollen. Da denke ich immer: Meine Tochter ist zwar noch klein. Aber sie ist doch nicht doof. Musik darf gern kindgerecht sein – aber bitte auf intelligente Art.

Papa erteilt also Hörverbote?

Nein, natürlich hat Christine auch ihre Prinzessin-Lillifee-CDs. Ich freue mich aber, wenn sie nicht zu oft abgespielt werden. Auf „Dr. Döblingers geschmackvolles Kasperltheater“ konnten wir drei uns einigen. Das sind lustige Hörspiele – und da kommt auch viel Musik vor.

Herr Kricke, vielen Dank für das Gespräch.